

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 288.

Samstag, 9. Dezember.

1916.

## Und das Glück kam.

Von Elisabeth Fries.

(Nachdruck verboten.)

(17. Fortsetzung.)

Die eingeborenen Insulaner, die Kanaken, hatten ursprünglich dumm und stumpf dahingelebt. Das Land gehörte dem Könige und den Oberhäuptern, jedoch hatte das Volk das Recht, sich alles, was es zum Lebensunterhalt brauchte, aus den Wäldern zu holen. Weite Strecken Landes lagen brach, bis im Jahre 1878 ein Amerikaner, der auf den Inseln geboren worden war, auf den Gedanken kam, in Sprecklesville einen großen Bewässerungsgraben anzulegen, um durch ihn das Wasser von Gebirgsflüssen viele Meilen weit durch eine sandige Ebene zu führen. Auf diese Weise wurde das Land für die Bebauung mit Zuckerrohr urbar gemacht und gehört heute zu den besten Zuckerplantagen auf den Inseln. Aber es war eine ungeheure Summe von Tatkräft, Kapital und Klugheit dazu nötig, gegen die enormen Schwierigkeiten, die sich in den Weg stellten, anzukämpfen. Denn der Graben war dreizehn Meilen lang und führte in seinem größeren Teile durch dichten Urwald. Noch schlimmer war es mit den Arbeiten für den Graben, der das Wasser von den schönen Gana-pepessällen nach Makaweli auf Kauai führt.

Mit der Gründung der großen Zuckerplantagen war die Entwicklung des Handels auf Hawaii Hand in Hand gegangen. Die Eingeborenen wurden nicht nur nicht geschädigt, sondern hatten im Gegenteile große Vorteile, da der Markt für ihre Erzeugnisse sozusagen vor ihrer Tür geschaffen war. Die Fortschritte waren denn auch unter dem zwingenden Einfluß des Gegenseitigkeitsvertrages mit den Vereinigten Staaten rapid und riefen auf den Inseln eine völlige Umwälzung hervor. Die Inhaber der Anteile an den Zuckerplantagen wurden in wenigen Jahren zu reichlichen Leuten; aber auch die Beamten und Angestellten erhielten hohe Gehälter, die sie, da fast gar keine Gelegenheit zum Geldausgeben auf den Inseln bestand, wieder in Anteilsscheinen anlegen und so eine spätere Wohlhabenheit begründen konnten.

Als dann im Jahre 1893 die hawaiischen Inseln den Vereinigten Staaten einverleibt wurden, sah man der weiteren Entwicklung mit ziemlicher Ruhe entgegen. Die leitenden Staatsmänner versprechen sich soviel für das Land, das unter der letzten Königin sicher schweren Zeiten entgegengegangen wäre, daß es als das einzig Gegebene erschienen war, den Anschluß an die Vereinigten Staaten von Nordamerika zu suchen.

Aber die Konjunktur in Zucker hatte sich verschoben. Seit Zuckerriiben angebaut wurden, hatte sich die Produktion von Zucker in Deutschland und Amerika ständig gehoben, so daß der Preis merklich heruntergedrückt wurde. Damals schon hatte Konsul Heubach ernstlich daran gedacht, seine Ländereien und seine Anteile in Hawaii zu verkaufen. Dann aber waren schlechte Ernten auf dem Festlande gekommen, und die Verhältnisse waren wieder besser geworden, ja nach dem überaus trockenen Sommer 1911, als die Zuckerriibenernte fast völlig vernichtet war, hatte ein Manager an ihn geschrieben: „Das Gold strömt buchstäblich in

die Inseln.“ Dies hatte den Konsul mit dazu veranlaßt, Randolph hinzuschicken.

Die fetten Jahre hatten indessen nicht lange angehalten. In Amerika war ein neuer Präsident gewählt worden, unter dem ein Zollgesetz herauskam, das die Verhältnisse in Hawaii gänzlich umgestaltete. Die Papiere sanken rapid, so daß viele kleinere Existenzen vernichtet wurden. Aber auch für die sehr reichen Leute wurde der Umschwung außerordentlich fühlbar. Randolph Heubach war einige Male tagelang in Honolulu gewesen, um mit dem Bankier seines Vaters zu verhandeln, Kabelgramme waren gewechselt worden, die schließlich zu dem Ergebnis führten, daß Konsul Heubach sich entschloß, selbst nach Hawaii zu kommen, um an Ort und Stelle nach dem Rechten zu sehen.

Es war unter diesen Verhältnissen ganz ausgeschlossen, daß Randolph, wie er so gerne gewollt hätte, nach Deutschland fuhr, um sich seine Braut zu holen. Er bat daher seine Eltern in einem herzbeweglichen Briefe, sie mitzubringen und wartete sehnlich auf Antwort, die jedoch lange auf sich warten ließ.

Nach Wochen endlich kam ein Funkentelegramm: „Ankunft in Honolulu Mittwoch vier Uhr.“ Das war eine Freude! In fieberhafter Eile sorgten die Freunde für Vertretung und fuhren so schnell als möglich ab, um noch eben rechtzeitig am Hofen zu sein und außer Randolphs Eltern, dessen Braut und Schwester in Empfang nehmen zu können.

Randolph war außer sich vor Glück. Er benahm sich wie ein Junge und war förmlich ungehalten, daß Philipp nicht imstande war, im selben Maße aus sich herauszugehen, wie er, obwohl auch ihm die Freude aus den Augen leuchtete. Es war wie ein Stück Heimat, das plötzlich in das ferne Land verpflanzt war.

In dem wunderschön ganz zwischen Bäumen vergrabenen Hotel Howoi in Honolulu wurde Wohnung genommen. Es ist kühl und schattig gelegen und im-gemein behaglich eingerichtet. Außer einer Menge von Veranden und Balkons enthält es einen Saal, an dem an allen Seiten die Fenster entfernt werden können, so daß die frische Seeluft Zutritt hat, und der mit den bequemsten Ruhelazern ausgestattet ist. „Ein Ort, um vormittags zu faulenzern und nachmittags nichts zu tun“, wie ein Schriftsteller einst sagte.

Die jungen Mädchen waren entzückt, Nellie ebenso sehr wie Maria, denn sie war als ganz kleines Kind nach Deutschland gekommen und hatte kaum eine Erinnerung an ihre schöne Heimat gehabt. Allerdings jetzt, wo sie sie wieder sah, war ihr zumeisten, als ob sie sich an dies oder jenes dunkel erinnern könnte. Maria aber war ganz überwältigt. Es war alles so plötzlich über sie gekommen, von dem Tage der Verlobung an. Herr und Frau Konsul Heubach hatten sie zu sich eingeladen, bald nachdem sie durch Mir von Dille von dem Kabelwechsel zwischen Randolph und Maria unterrichtet worden waren. Mir hatte sich erst schwerlich benommen und war viel in „Villa Friede“ aus- und

eingegangen. Jedoch war die Familie in Sorge um Viktor von Dille, der kurz vor der Abreise an einer Blutvergiftung, die er sich bei einer Operation zugezogen hatte, erkrankt war. Frau Konsul Seubachs erste Frage nach der Ankunft war, ob Nachrichten von Aliz gekommen seien, und da dies nicht der Fall war, bestürmte sie ihren Mann, er solle telegraphieren.

„Ist es denn so ernst?“ fragte Philipp zaghaft.

„Wir hoffen nicht. Aber Sie wissen, mit Blutvergiftung ist nicht zu spaßen. Viktor hatte sich die Stelle gleich ausbrennen lassen, als er es merkte, aber es muß doch wohl schon ein wenig von der Infektion ins Blut getreten sein, denn am nächsten Tage schwellt der Arm an. Das war am Tage unserer Abreise. Wir hatten dann noch einmal Nachricht in Bremen und in New York. Aber ich denke, wenn es schlimmer geworden wäre, hätte meine Tochter hierher Nachricht gegeben.“

Am nächsten Tage kam ein Telegramm von Aliz, daß es ihrem Manne „endlich“ besser ging. Nun erst konnte der kleine Kreis sich so recht der Freude des Wiedersehens hingeben. Zwar von Maria hatte Philipp wenig. Sie wurde von Randolph völlig mit Beschlag belegt. Ihre anfängliche Schüchternheit wich mehr und mehr einem strahlenden Glück, das ihr ernstes Gesichtchen ungemein verschönte.

„Eigentlich war es sehr unpraktisch von mir, deine Bitte zu erfüllen und Maria mitzubringen“, sagte Konsul Seubach zu seinem Sohne, „da wir doch gar nicht wissen, was werden wird, und ob ihr überhaupt hier bleibt.“

„Ach, Vater“, lachte Randolph glücklich, „das ist ja ganz einerlei, die Hauptsache ist, daß sie hier ist!“

Es ergab sich ganz von selbst, daß Nellie und Philipp sich zueinander gefellten. Das Brautpaar hatte für nichts und niemand Sinn, und Herr und Frau Seubach hatten in Honolulu so viele alte Bekannte und Freunde aufzusuchen, daß das junge Mädchen geradezu auf Philipps Gesellschaft angewiesen war. Sie durchstreiften die schöne Hafensstadt miteinander, die soviel des Interessanten bietet, oder sie lagen in den heißen Stunden bequem hingestreckt in dem Banai, jenem wunderhübschen Saal des Hotels, und unterhielten sich.

Philipp staunte über die große Ähnlichkeit zwischen den Schwestern, die ihm in Schwalbach nicht in dem Maße hatte auffallen können, da er sich damals um die jüngere nur wenig gekümmert hatte. Nicht nur äußerlich sahen Nellie das Ebenbild der älteren Schwester zu sein, sondern namentlich im Wesen fühlte Philipp von Tag zu Tag mehr sich an Aliz erinnert. Das war ganz dieselbe Art: trotz allen lachenden Übermuts gelegentlich die unnahbar stolze Art, die bei der Älteren mit den Jahren mehr die Oberhand gewonnen hatte, so daß er sie im stillen so oft „Prinzessin Aliz“ genannt hatte. Hier, Nellie gegenüber, war es etwas anderes: er war bedeutend älter, und durch das häufige Alleinsein kamen sie einander rasch näher, so daß er sie schon am dritten Tage „Prinzessin“ anredete. Sie ließ es lachend hingehen. Sie war überhaupt entzückt von ihm und dachte gar nicht daran, dies zu verbergen.

Was Philipp so sehr gehofft hatte, als er zu seiner freudigen Überraschung Maria mit unter den Ankommenen erkannt hatte, daß nämlich Aliz von Dille ihm durch die Schwester eine Botenschaft schicken würde, das war zu seinem Leidwesen nicht geschehen. Nachdem er erfahren hatte, daß Viktor gerade in den Tagen der Abreise krank, vielleicht sogar in Lebensgefahr gewesen war, konnte er sich ihr Schweigen wohl erklären, was aber nicht hinderte, daß das Herz ihm schwer war. Er war der Meinung, sie hätte fühlen müssen, wie sehr ihn nach einer unmittelbaren Mitteilung von ihr verlangte, und trotz aller Vernunftgründe, die er dagegen anführte, konnte er die Enttäuschung nur schwer verwinden.

Nach einigen Tagen war Konsul Seubach so weit mit seinen geschäftlichen Verhandlungen, daß man an die Übersiedelung nach Kauai denken konnte.

Für die Hochzeit von Randolph und Maria, die in wenigen Wochen stattfinden sollte, war alles in die Wege geleitet. Es hatte zwar Frau Herber gar nicht einleuchten wollen, daß ihre Tochter weit in der Ferne an den Altar treten sollte, um sich dem geliebten Manne antrauen zu lassen, aber der Gedanke, daß Philipp an ihrer Seite stehen würde, hatte ihr die Einwilligung leichter werden lassen. Denn sie war zu vernünftig, um nicht einzusehen, daß so, wie die Verhältnisse einmal lagen, es das Richtige war, wenn Maria unter dem Schutze ihrer Schwiegereltern reiste, so wenig auch eine solche überstürzte Abreise in die Geflogenheiten des Herberschen Hauses paßte.

„Dafür darfst du zu meiner Hochzeit halb Schwalbach einladen“, tröstete Frieda, die sich als „einzig Überlebende“ aufspielte und alle Register ihres Übermutes zog, um die Mutter über die Trennung von Maria hinweg zu trösten.

„Ich werde mich hüten“, sagte Frau Herber entschädener, als es sonst in ihrer Art lag, „für große Hochzeiten bin ich nicht.“

Es war Philipp endlich gelungen, einmal ungestört mit Maria zu sprechen, als Randolph nach der Rückkehr nach Kauai seinen Dienst in der Mühle wieder antrat, um „Eindruck“ auf seinen Vater zu machen.

Herr und Frau Konsul Seubach machten einen Besuch bei dem Manager in Makaweli, zu dem sie Nellie mitgenommen hatten, während Maria mit Randolph folgen sollte, so bald er aus der Mühle käme. Einem Zufall, der ihm gestattete, eine Stunde früher nach Hause zu gehen, verdankte Philipp das Alleinsein mit der Schwester.

Die Geschwister lagen in bequemen Stühlen auf der Veranda, die dicht mit Grün, aus dem fremdartige Blüten hervorleuchteten, umwachsen war. Maria sah entzückt auf die wundervollen Palmengruppen des Gartens; noch erschien es ihr wie ein schöner Traum, daß sie das Land des Sonnenscheins mit eigenen Augen sah, das viel schöner war, als sie es sich trotz der begeisterten Schilderungen, die sie davon gehört hatte, hätte vorstellen können.

„Erzähle von zu Hause“, bat Philipp.

Sie ging bereitwillig darauf ein. Ohne daß er nachzuhelfen brauchte, sprach Maria bald von Aliz von Dille, deren herzlichem Entgegenkommen bei ihrer Verlobung sie nicht genug rühmen konnte.

„Wie geht es ihr? War sie froh und heiter?“ fragte Philipp und sah an der Schwester vorbei, um sein leidenschaftliches Interesse an der Frage nicht zu verraten.

Das junge Mädchen lächelte mitteilend. Als ob sie nicht genau wüßte, wie der große Bruder für ihre schöne Schwägerin geschwärmt hatte! Sie nahm sich vor, diese Stunde auszunutzen, denn wer konnte wissen, wann sie einmal wieder ungestört sein würden.

„Sie war reizend. Ob sie besonders froh und heiter war, kann ich nicht beurteilen; ich finde, sie ist immer gleichmäßig. Diese wundervolle Harmonie ist es gerade, die ich so sehr an ihr schätze und ich glaube, Nellie wird einmal ebenso werden. Glaubst du nicht?“

Philipp lächelte. „Es kann sein. Ich habe noch nicht darüber nachgedacht. Aber sie ist ihrer Schwester sehr ähnlich.“



Sohn, da hast du meinen Speer,  
Meinem Arm wird er zu schwer.  
Immer sei zum Kampf bereit!  
Suche stets den wärmsten Streit!  
Schone des, der wehrlos steht!  
Haue den, der widersteht!

Friedrich v. Stöcker.

## Neue Bücher vom Kriege.

Noch immer flutet ein mächtiger Strom von größeren und kleineren Schriften über uns dahin. Oft Besagtes wird wiederholt, selten nur verändert das Ohr einen neuen Klang in den Akkorden, die angeschlagen werden.

Der rührige Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart, der vor Jahresfrist die herrlichen Kriegsnovellen Kurt Mores — „Menschen im Kampf“ — herausbrachte, tritt jetzt mit zwei weiteren beachtenswerten Erscheinungen auf den Plan.

Der junge Österreicher Franz Xaver Rappus, der als Offizier im Felde steht, hat unter dem Titel „Blut und Eisen“, Skizzen und Erlebnisse aus dem Kampfe in einem schmalen Bändchen gesammelt. „Alles, was rings um uns da ist und uns ansieht mit tiefen Mäsfelaugen, ist wertlos, ohne Belang, solange es nicht zu unserem innersten Selbst in Beziehung tritt“, so schreibt er im „Feldpostbrief“ an seine Frau. Den Krieg in seinen Wirkungen auf den inneren Menschen, der durch ihn umgestaltet wird, zu schildern, ist die Aufgabe dieses Dichters. Stimmungen, wie sie jedem Österreicher ureigen im Blute liegen, überfließen die knappen, schlichten Erzählungen und mildern selbst das Furchtbare.

Mitten hinein in russische Zustände verkehrt das Buch von Walter Weibel desselben Verlags, das unter dem Titel „Herren, Bauern und Beamte“ russische Saiten, von Russen erzählt, vereinigt. Fast alle dieser beißenden Skizzen sind während des Krieges entstanden; alle geben sie köstliche Einblicke in die russische Volksseele. Korruption ist der Leitstern, der über den russischen Zuständen leuchtet. Ein erheitertes und doch nachdenklich stimmendes Buch!

Auch die folgende Neuerscheinung läßt unsere Feinde reden: „Aus feindlichen Schützengräben“. Erlebnisse unserer Gegner; überseht von Veda Prilipp. Ein Leitwort Romain Rollands ist dem bei E. Runge, Berlin-Nichtersfelde, erschienenen Buche vorangestellt, schließend mit dem lapidaren Satz: „ne vois-tu pas que tu es moi?“ Ja, die Achtung vor dem Gegner, die Erkenntnis, daß der Tag der gemeinsamen Arbeit am Weltganzen wiederkehren wird, beherrscht die Zeilen dieses Buches. Ab und zu fallen auch Worte des Hasses, aber doch selten im Vergleich zu dem, was feindliche Zeitungen Tag für Tag ihren Lesern vorsehen; man erhält tiefe Einblicke in das Fühlen und Denken unserer kämpfenden Feinde, die oft wesentlich anders sind, als man nach der Lektüre englischer und französischer Heftblätter vermuten würde.

Geschlossen sei diese Betrachtung mit der Erwähnung eines Büchleins, das zum ersten Male in knappen Zügen den Aufsicht einer Kulturgeschichte des Krieges geben will; Dr. A. Weule: „Der Krieg in den Tiefen der Menschheit“. (Französische Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.) Über die Ursachen des Kampfes, über die Waffen, Taktik und Strategie der unkultivierten Völker plaudert Weule in seiner bekannten, fesselnden Art. Wie oft mancher von uns neuangewandte Kriegsmittel sind, sehen wir mit Staunen. Oft fragen wir bekommen, ob wir wirklich in allem so hoch über unseren Ahnen stehen, wie wir so gerne behaupten. Der Weltkrieg hat da manches geändert.

Hans Gäßgen.



### Aus der Kriegszeit.

Wie der Kanonier die Entfernung mißt. Eine der wichtigsten Vorbedingungen für erfolgreiche Wirkung artilleristischer Beschickung ist das genaue Messen der Entfernung. Die Hilfsapparate, deren der moderne Kanonier sich zu diesem Zwecke bedient, beruhen auf einer Reihe einander ergänzender Erfindungen und Konstruktionen. Man ging, wie Fritz Hanfen im letzten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ ausführt, hierbei von dem Grundsatz aus: die Größe eines Gegenstandes, wie wir ihn durch eine Linse erblicken, steht zur wahren Größe dieses Gegenstandes in demselben Verhältnis wie die Brennweite der Linse zur Entfernung des Objekts. Auf Grund dieses Satzes und der Tatsache, daß unsere beiden Augen infolge ihrer Anordnung neben der frontalen Aus-

behnung auch eine Tiefenwirkung gestatten, entstand das Teleferoskop von Helmholtz. Bei diesem waren je zwei Spiegel, die gegen die Blickrichtung um 45 Grad verkehrt waren, parallel zueinander gestellt. So wurde zum ersten Male die Tiefenwahrnehmung künstlich erhöht. Der Einbau von zwei terrestrischen Fernrohren in den Gang der Lichtstrahlen steigerte dann noch dieses plastische Sehen. Abde verbesserte das System, indem er die Spiegel durch Prismen ersetzte. Indem man dann die beiden Fernrohrhälften miteinander durch ein bewegliches Scharnier verband, war das von dem Kanonier im Felde benützte Scherenfernrohr zur Entfernungsmeßung gegeben. Es läßt die Gegenstände — selbst auf große Entfernungen — tafelnartig hintereinander erscheinen, so daß man auch nach den deutlich sich abhebenden Rauchwolken den stehenden Gegenstände vor oder hinter dem Ziel die Entfernung regulieren kann. Heute gibt es verschiedene gebräuchliche Entfernungsmesser, die auch die Entfernung als Seite eines Dreiecks bestimmen. Und zwar nach dem Satz: Sind von einem Dreieck eine Seite und die anliegenden Winkel bekannt, so ist das Dreieck vollkommen bestimmbar. Es ist also nur notwendig, an der Beobachtungsstelle eine Basis abzustecken und die beiden Winkel zu messen, die die beiden Visierlinien nach dem Ziel einschließen. Auf diese einfache Weise wurde der trigonometrische Entfernungsmesser geschaffen, der besonders von der Schiffsartillerie gebraucht wird. (Kensl. Bln.)

Was eine Engländerin von Deutschen und über Deutschland erzählt. Eine englische Ärztin, Dr. Ella Scarlett-Syngé, die bei ihrer ärztlichen Tätigkeit in Serbien die Deutschen kennen lernte und dann die deutschen Gefangenenlager besuchte, hat ihre Eindrücke in mehreren Veröffentlichungen niedergelegt, die die besondere Mißbilligung des „Daily Express“ finden. In seiner Nummer vom 4. November teilt er verschiedenes aus ihren Schriften mit. Aber ihre erste Bekanntschaft mit den Deutschen schreibt Dr. Scarlett-Syngé: „Ich war die einzige Engländerin im nördlichen Serbien, als die Deutschen hier einmarschierten. Ich war aus Kanada gekommen, um meine Dienste der serbischen Regierung anzubieten, und war damals Sanitätsbeamter für Vatochina und die umliegenden Gegenden. Als die Deutschen einrückten, war ich nach allem, was ich gehört hatte, erstaunt, zu finden, daß sie sich so gut benahmen, wie es nur irgend ein Engländer könnte. Ein Offizier, der sich an ihrer Spitze befand, sah mich, und ich war gespannt, was geschehen würde. Er grüßte; ich mußte sogleich, daß alle Geschichten, die ich von deutschen Greuelthaten gehört hatte, Lügen sein mußten.“ Aber das Verhalten der deutschen Soldaten in Serbien sagt die Ärztin: „Die Leute betraten kein bewohntes Haus ohne Erlaubnis des Eigentümers. Sie nahmen nichts ohne Bezahlung oder Requisitionsschein. Niemals habe ich einen Deutschen vorgefunden um die Hälfte seines Wocotes für einen verwundeten serbischen Soldaten gebeten. Gewöhnlich wurde mir das ganze Brot gereicht, und ich schnitt einen Teil ab und gab die andere Hälfte zurück.“ Ella Scarlett-Syngé arbeitete nun mehrere Wochen mit dem deutschen Roten Kreuz zusammen und erhielt dann die Erlaubnis, die englischen Gefangenen in den deutschen Gefangenenlagern zu besuchen. Bei der Schilderung ihres Besuchs in Berlin stellt sie die ruhige Berliner Bevölkerung, die andächtig den „Parissai“ anhörte und Shakespeares Stücke bewunderte, in Gegensatz zu dem lärmenden hohlköpfigen Londoner Volk, das in Kinos und Varietés sich drängt. Aber die von den Engländern als Märtyrerin verehrte Miß Cavell, die als Spionin von den Deutschen erschossen wurde, fällt sie folgendes Urteil: „Krankenschwester Cavell beging sicherlich ein militärisches Verbrechen. Vielleicht war es ein Mißgriff, sie zu erschließen; es wurde in Absehung getan; aber sie verdiente auf Festung gebracht zu werden.“ In einem von der „National Labour-Press“ in Manchester veröffentlichten Buche hat sie ihre Eindrücke aus den deutschen Gefangenenlagern niedergelegt. Der „Daily Express“ sagt, daß sie hier „ein so rosiges Bild entwirft, daß viele Engländer zu Hause ganz neidisch werden müßten auf ihre glücklicheren Verwandten, die gefangen in Deutschland sind“. Diese Tatsache bekräftigte sie in einer Unterredung mit einem Vertreter des „Daily Express“: „Sie sind besser daran als viele zu Hause“, erklärte sie mit Nachdruck. Alle die Berichte über schlechte Behandlung der Gefangenen bezeichnete sie als Lügen und sagte zum Schluß dem Ausfrager: „Kein Krieg kann ohne Lügen geführt werden. Wenn die Wahrheit

über Deutschland in England bekannt wäre, dann würde ein dringendes Verlangen nach Frieden in unserem Lande entstehen. Aber das Ministerium des Auswärtigen wünscht nichts Gutes von Deutschland zu hören und jeder, der von dort kommt, weiß, daß der einzige Weg zu Belohnungen und Auszeichnungen der ist, über Deutschland alles Schlechte zu sagen. Die einzige Stelle des Tages in Wittenberg, über die ich mich beklagen möchte, war der Wächtraum", fügte sie hinzu, wie um zu beweisen, daß deutsche Mitterlichkeit verlangt, daß der Wächter schlechter behandelt wird als der Bewachte. "Der Wächtraum war in ziemlich zerfallenem Zustand", erläuterte sie noch näher.

Die Schlacht am Arges oder am Argesu. Von der Schlacht am Nebenflusse der Donau Arges oder Argesu wird, da sie eine der wichtigsten Entscheidungen in dem Feldzuge gegen Rumänien gebracht hat, noch häufig die Rede sein. Es ist daher angebracht, so schreibt uns ein Mitarbeiter, darauf hinzuweisen, daß es eigentlich nicht richtig ist, sie der Schlacht am Argesul zu nennen, wie man dies häufig genug lesen kann. Der Fluß heißt rumänisch Argesa, Arges ist die eingedeutschte Form, der man vielfach in deutschen geographischen Handbüchern begegnet. In der Schreibung "Der Argesul" liegt aber ein ebensolcher Pleonasmus vor wie in der scherzhaften Berliner Redensart "Nix in die la main." Die rumänische Sprache hat die Eigenschaft, den bestimmten Artikel am Schlusse des betreffenden Hauptwortes zum Ausdruck zu bringen. Lup heißt rumänisch "Wolf", lupul "der Wolf"; lupul ist entstanden aus dem vulgärlateinischen lupu illu. Als einer romanischen Sprache liegt dem Rumänischen ebenfalls das Vulgärlatein zugrunde. Aus dem lateinischen Fürwort ille (jener) ist auch im Französischen der bestimmte Artikel le hervorgegangen. Nun konnte schon im Lateinischen das Fürwort ille dem Hauptworte nachgestellt werden, und diese Nachstellung wurde im Rumänischen die Regel. Daher erklärt es sich, daß uns so viele ul endigende rumänische Worte begegnen, namentlich in der Titeln rumänischer Zeitungen, wie "Adverul", "Univerful", "Secolul" usw. (adverul heißt Zukunft, adveru die Zukunft). Wenn man "der Argesul" sagt, so ist das ebenso unrichtig, wie wenn man früher allgemein "das Eldorado" sagte. In dem aus dem Spanischen stammenden Worte Eldorado ist el der bestimmte Artikel; jetzt sagt man bei uns gewöhnlich "das Dorado" (Goldland). Wie gebrauchen aber noch manche Fremdwörter, in denen wir, ohne es zu wissen, neben den deutschen Artikel den aus der fremden Sprache stammenden Artikel beibehalten. Das merkwürdigste Beispiel dieser Art ist das Wort Theodolit, mit dem wir ein bekanntes Meßwerkzeug für Ferne und Höhe bezeichnen. Der Ausdruck stammt aus der arabischen Sprache, in der al-istada ein bewegliches Lineal zur Längenmessung bezeichnet (al ist im Arabischen der bestimmte Artikel), das Wort kam als alidada in die französische Sprache und gelangte von den Franzosen zu den Engländern, die ihm im 16. Jahrhundert unter Vorsehung ihres bestimmten Artikels die merkwürdige lateinisch klingende Form theodolitus gaben. Wenn wir "der Theodolit" sagen, gebrauchen wir also darin den deutschen, englischen und arabischen bestimmten Artikel.

Die Vollmond-Pension. Anlässlich der Beleuchtungseinschränkungen, von denen Paris neuerdings auf sehr fühlbare Weise betroffen wird, erinnert das "Journal des Débats" an eine sehr sonderbare Einrichtung, die in Frankreich im 18. Jahrhundert viele Jahre lang bis 1774 bestand. Damals bebot nämlich die Pariser Stadtverwaltung die künstliche Beleuchtung der Straßen in den Nächten, in denen der Vollmond ihrer Meinung nach für genügend Licht sorgte. Doch scheint die Stadtverwaltung den Begriff des Vollmondes ziemlich ausgedehnt zu haben, wenigstens schrieb ein Pariser zur damaligen Zeit: "Der Mond rechnet bei uns darauf, daß die Lampen ihre Pflicht tun, und die Lampen wiederum scheinen sich ganz auf den Mond zu verlassen. So haben wir häufig weder Mond noch Lampen, weswegen man völlig im Dunkeln tappen muß." Diese Maßregel führte natürlich zu einer gewissen Ersparnis in den Vollmondnächten, und das auf diese Weise zurückbehaltene Geld wurde zu einem städtischen Pensionfonds gesammelt, der den hübschen Namen "Vollmond-Pension" erhielt. Erst der neue russische Konsul machte 1774 diesem Brauch ein Ende und ordnete an, daß die Lampen in jeder Nacht zu brennen hätten, wodurch die Vollmond-Pensionäre ihre Unterstüzungen verloren.

Die Herkunft der Siebenbürger Sachsen. Der Kampf gegen Rumänien hat gegenwärtig die Teilnahme der weitesten deutschen Kreise dem kleinen Bruderwolke in Siebenbürgen zugewandt, den ungarländischen Sachsen, die seit 7½ Jahrhunderten auf diesem äußersten östlichen Vorposten durch alle Wandlungen der Geschichte deutsches Wesen und deutsche Sprache bewahrt haben. Die Geschichte der Siebenbürger Sachsen ist sicherlich eines der interessantesten Kapitel aus der Vergangenheit des Deutschtums im Auslande, und darum verdient die Frage nach der Herkunft des Siebenbürger Sachsenvolkes nähere Erörterung. Viel ist hierüber geschrieben worden, und die Meinungen waren oft sehr geteilt. Genauere Angaben macht nunmehr auf Grund jahrelanger Forschungen früher in Bukarest ansässige Pfarrer R. Honigberger im nächsten Heft der "Grenzboten". Schriftliche Urkunden über die Herkunft der Siebenbürger Sachsen haben sich erhalten. Viele Deutungen in dieser Hinsicht standen mit Volksmärchen in Verbindung; am bekanntesten ist die Sage vom Rattenfänger von Hameln, die der Volksglaube dahin ausspannt, daß die Kinder, die dem Rattenfänger folgten, in einer Bergöffnung verschwanden und nach langen Wanderungen in Siebenbürgen aufgetaucht seien, als die direkten Vorfahren der Deutschen in Siebenbürgen erschienen. Ältere sächsische Schriftsteller sprachen sich meist dahin aus, daß es sich bei diesen ungarländischen Sachsen um die Reste der alten gotischen Einwohner Siebenbürgens handle, die sich dann mit neuen deutschen Kolonisten vermisch hätten. Mehr Glaube ist jedoch dem sog. "Andreanischen Freireise" zuzumessen, nach dem König Geisa der Zweite die Sachsen nach Siebenbürgen rief. Es gibt auch zwei alte Urkunden, in denen die Siebenbürger Sachsen als "Blancener" bezeichnet sind. Darum glaubte man lange Zeit, daß die Kolonisten aus den heutigen Gebieten Hollands oder Belgiens gekommen seien. Scheinbar loben aber nur die vielen Auswanderungen im 12. und 13. Jahrhundert, die sich nach Holstein, Mecklenburg und Brandenburg bis nach den Ostseeprovinzen richteten, zu einer Verwestung Anlaß gegeben. Am sichersten erscheint es in diesem Falle, sich auf die Ergebnisse der Dialektforschung zu stützen. Durch diese konnte festgestellt werden, daß der siebenbürgersächsische Dialekt am meisten Verwandtschaft mit dem mittelfränkischen Dialekt hat, der in der Gegend zwischen Trier und Düsseldorf, im nordwestlichen Teile Deutsch-Lothringens und vor allem auch im heutigen Luxemburg gesprochen wird. Nach der Meinung Honigbergers ist daher zumindest ein Teil der Siebenbürger Sachsen aus der Gegend des heutigen Luxemburg gekommen. Dies geht auch aus Ortsbenennungen, Personen und Flußnamen wie auch aus Rechtsgewohnheiten und überlieferten Sagen hervor. Wenn auch dieses Forschungsergebnis nicht restlos nachgewiesen ist, so scheint es doch unter allen bisherigen Ausführungen über die Herkunft der Sachsen Siebenbürgens den größten Anspruch auf Wahrscheinlichkeit zu haben.

Was die amerikanische Schulweisheit sich nicht träumen läßt. Die auffallende Einseitigkeit der amerikanischen Schulbildung bildete schon in Zeiten öfters das Objekt erstaunter europäischer Erörterungen. In den Volks- und Mittelschulen der Vereinigten Staaten wird die heimische Geschichte und Geographie zwar sehr gründlich gelehrt, die europäischen Verhältnisse aber finden so gut wie gar keine Berücksichtigung. Nun war zu erwarten, daß der Krieg, der sich ja hauptsächlich auf europäischem und zwar meist historischem Boden abspielt, auch auf den amerikanischen Schulunterricht von Einfluß sein würde. Daß dem jedoch keineswegs so ist, beweisen die in ihrer Komik wohl einzig dastehenden Antworten: So wurde auf die Frage "Wer ist Joffre?" geantwortet: "Ein berühmter Boxer." Auf die Frage "Wer ist Lloyd George?" kamen die Antworten: "Der König von England", "der Herausgeber der illustrierten Monatschrift Atlantic Monthly", "eine berühmte Persönlichkeit, die bei der Versenkung des "Lusitania" zugrunde ging, des amerikanischen Dampfers, der von der englischen Flotte bombardiert wurde." — Douglas Haig: "Ein Staatsmann im Haag." — Asquith: "Eine Stadt in Frankreich." — Salonik: "Ein berühmter Violinvirtuose, der Präsident der chinesischen Republik. Ein Japaner." — Lord Kitchener: "Der deutsche Botschafter in den Vereinigten Staaten." — Polen: "Eine große Stadt in China." — Verdun: "Eine große deutsche Stadt." — Rumänien: "Eine Stadt in Italien."